

CHRISTOPH
KRAMER

DAS LEBEN
FING IM
SOMMER AN

ROMAN

KIEPENHEUER
& WITSCH

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wäre rein zufällig.

Der Lärm war ohrenbetäubend. Waren die Polizisten wieder da? Schossen sie auf uns? Nein, der Schuss war nicht aus einer Pistole gekommen. Dieser unglaubliche Knall musste aus einer Kanone stammen. Einer Kanone, die gut zu diesem mystischen Ort gepasst hätte, an dem Gefahr und pures Glück so nah beieinanderlagen.

Ich schaute Johnny an. Seine Augen waren weit geöffnet und das Blaulicht spiegelte sich in seinen Pupillen wider. Das erste Mal, seit ich ihn kannte – mein ganzes Leben lang –, war die Lebenslust aus seinem Gesicht gewichen und pure Angst war an ihre Stelle getreten.

Ich spürte nichts mehr. Irgendwie hatten wir es geschafft. Aber irgendwie auch nicht.

Der Regen prasselte los und verwandelte den harten Boden unter uns binnen Sekunden in Schlamm.

Und da war er wieder: der Duft, wenn der Regen nach einem warmen Sommertag einsetzt. Debbie ...

TAG I

»Das ist nun einmal so in der Physik«, raunzte Herr Schröder selbstgefällig vorne an der Tafel, und ich sagte leise:
»Auf meine Oma sogar.«

Warum hatte ich gerade wegen einer Lappalie auf meine Oma geschworen? Warum konnte ich den Jungs nicht sagen, dass ich gar nicht auf der Party gewesen war? Wobei: Ich war ja da gewesen, nur halt nicht drinnen. Ich hatte vor dem ›Saitensprung‹ in Solingen gestanden und mich nicht reingetraut. Ich hatte Angst vor Alkohol, weil ich noch nie welchen getrunken hatte, und ich mochte es auch nicht, so zu tun, als wäre ich betrunken.

Wenn ich mal reinging, schaffte ich es nie, länger als dreizehn Sekunden an einer Stelle zu stehen, und lief stattdessen andauernd im Kreis, ein Salitos Ice in der Hand. Und immer, wenn mich jemand fragte, oder auch ungefragt, war es mein siebtes oder so. Ich wusste, dass sie wussten, dass ich log. Auch die Geschichte, dass ich mit

einer Lisa oder Laura aus Remscheid lange draußen gestanden hatte, schien mir keiner abzukaufen. »Schwör auf deine Mutter.« Johnny wusste, dass ich das nur tun würde, wenn ich die Wahrheit sagte.

Jetzt hatte ich also meine Oma geopfert, was sich falsch anfühlte, aber ich war froh, dass ich aus der Schusslinie war. Manchmal wünschte ich mir fast, dass meiner Oma etwas passierte, wobei »wünschen« natürlich das falsche Wort war. Aber ich hatte gelernt, dass mir Trauer, bei allem Schmerz, auch immer Antrieb verlieh und neue Perspektiven eröffnete. Zumindest im Fußball war das immer so gewesen. Mein Körper wandelte die Trauer erst in Wut und die Wut anschließend in Energie um. Meine besten Spiele hatte ich gemacht, wenn vorher etwas Trauriges passiert war. Etwas, das mich enttäuscht hatte.

Vor wenigen Tagen hatte mir mein Trainer der U15 von Bayer 04 Leverkusen gesagt, dass sie mich nicht übernehmen würden. Mit anderen Worten: Er hatte mich hochkant rausgeschmissen.

Ich hatte gespürt, dass ich ihm leidtat, als mir Tränen der Angst in die Augen schossen. Ich war nicht darauf vorbereitet gewesen, dass mein größter Traum von der einen auf die andere Sekunde wie eine Seifenblase zerplatzen würde. Und ich hatte Angst davor, wie es jetzt weitergehen würde. Für was würde es sich jetzt noch lohnen, zu träumen? Weitere Tränen flossen nach, weil ich alles besser hätte gebrauchen können als ein mitleidiges Augenpaar.

Mehr als ein »Okay, dann ist das so« und ein noch kühleres »Danke für die schöne Zeit« kam mir nicht über die Lippen. Ich stand auf. Wischte mir die Tränen mit meinem Ärmel aus dem Gesicht.

Streckte meinem Trainer die Hand entgegen und drückte fest zu. Ich wusste in diesem Moment: Diesen Augen will und werde ich es zeigen. Die Trauer wich der Wut. Im Zug nach Hause starrte ich nach draußen. Nicht nur die Landschaft zog wie in einem Film an mir vorbei. Ich hatte neun Jahre bei Bayer 04 Leverkusen gespielt. In diesem Moment endete das Kapitel. Ich bekam die Augen meines Trainers nicht mehr aus dem Kopf. Zu Hause angekommen zog ich mich um, knallte die Tür wortlos hinter mir zu, so fest, dass die Gläser in der Vitrine vibrierten.

Ich lief so schnell und so weit ich konnte. Schrie in den Wald hinein. Und fand schnell den Entschluss, dass mein Traum, Fußballprofi zu werden, noch lange nicht ausgeübt war.

Für große Träume musste man im Leben anscheinend auch mal große Umwege gehen. Nach den Sommerferien würde ich bei Fortuna Düsseldorf spielen, und ich würde so fit wie nie zuvor sein. Als ich jetzt wieder an meine Oma dachte, die nun wirklich nichts dafürkonnte, erschrak ich vor mir selbst. Ich nahm mir vor, nie mehr auf sie zu schwören.

»Kramer«, tippte mich Schubert mit seinem Knie an und wies mit einem Nicken zu Herrn Schröder, der zwar das gleiche faltige Kinn hatte wie Gerhard, es aber logischerweise nicht war. Er hatte die ganze, viel zu feuchte Tafel unleserlich vollgeschmiert. Die Kreide verlief in großen weißen Schlieren in Richtung Tafelschwamm auf der Ablage.

Ich erkannte – hoffentlich – eine Glühbirne, entschied mich aber, so wie meistens, einen Witz zu machen: »Das ist nun einmal so in der Physik.« Grinste und merkte direkt, dass das Grinsen fehl am Platz war. Ich brachte

die anderen gern zum Lachen und nahm es dafür auch in Kauf, mich bei den Lehrern unbeliebt zu machen. Dieses Mal aber drehte sich nur Johnny um und lachte. Wir wurden mal wieder auseinandergesetzt. Johnny war mein bester Freund und verstand meinen Humor.

Endlich klingelte es zur Pause, es wurde laut, zwischen Einpacken und dem gelösten Gefühl, endlich wieder sprechen zu dürfen, dachte ich noch einmal darüber nach, was ich getan hatte. Umfasste mein Kreuz, das an einer Kette um meinen Hals hing. Guckte durch das dicke Milchglas des Physikraums ins Helle des Himmels und betete, dass meiner Oma nichts passieren würde.

»Ihr wisst, was heute Abend ist!?!« Schubert tanzte vor uns, indem er beide Fäuste vor seiner Brust kreisen ließ und seine Hüfte im Takt schwang. Wir standen an unserer Bank, mit dem Rücken zum kleinen Fußballplatz. Von hier hatten wir den besten Blick auf den kahlen, großen Schulhof.

Schubert war der Coolste von uns. Irgendwie mochte ihn jeder, und das, obwohl er seine Zeit meistens mit Johnny und mir verbrachte. Für meinen Geschmack hatte Schubert zu viel Dax-Wachs in den Haaren, die erste Strähne, leicht rötlich, streng zur Seite und den Rest kreuz und quer verwuschelt. Er war breiter als wir. Ging pumpen und trank jeden Morgen Eier. Trug immer eine schwarze Jeans, von der Johnny und ich glaubten, es sei jeden Tag dieselbe. Aber das hätte ich Schubert natürlich nie gefragt. Darüber hing meist ein in Grüntönen kariertes Hemd offen über einem weißen T-Shirt. Dazu eine Umhängetasche. Klar, was sonst.

Ich hatte nur einen 4YOU. »Damit die Hefte nicht zerknicken«, hörte ich meine Mutter immer wieder in mei-

nem Kopf, wenn ich den silbernen, viel zu großen Rucksack ansah.

»Ja, Dicka, aber Chris und ich sind nicht eingeladen, oder hast du das geklärt?« Johnny zog eine Augenbraue hoch und hielt den Kopf leicht schräg in Richtung Schubert.

Johnny war vielleicht der einzige Dicke, den ich kannte, der keine Sprüche deswegen bekam. Er war verschmitzt und charmant. Immer an der Grenze zum Erlaubten, aber böse konnte man ihm nicht sein. Er hatte diese überzeugende Art, die man nicht lernen konnte, und war der einzige Schüler in Nordrhein-Westfalen, der seine Käppi im Unterricht aufbewahren durfte. Sie gehörte zu ihm. Gerader Schirm, in allen Farben – aber immer: New Era. Dazu eine Baggy und lange Shirts, die seiner Figur schmeichelten. Zu viele Sommersprossen und dunkelrote Locken.

»Wir kriegen euch da schon irgendwie rein.« Schubert blickte hoch, kaute an seinem Bleistift, der oben schon diverse Bissspuren aufwies, und kritzelte die Hausaufgaben für die nächste Stunde im Stehen auf seinem Oberschenkel in ein umgeschlagenes Heft.

Niemals werden wir auf die Party kommen, dachte ich.

Die ganze Stufe war eingeladen. Ron Scheler wurde 19. Wie er es geschafft hat, mit fast 19 in der zehnten Klasse zu sein, fragte sich jeder. Eine Antwort, die nicht aus Lachen und Schulterzucken bestand, bekam niemand.

Zu meiner Clique, die ich mir mühsam zusammengearbeitet hatte, gehörte außerdem Nadine, Johnnys Freundin. Und fast wie bei Ron Scheler verstand bei ihr niemand, warum das schönste Mädchen der Stufe nicht nur mit uns abhing, sondern sogar Johnnys Freundin war. Ich verstand es. Johnny war cool.

Dann gab es noch Andrea Macara, Nadines beste Freundin, die nur aus diesem Grund dabei war. Aber sie war nett und lustig. Und sie sah aus wie ein Reh. Mein Herz gehörte aber schon jemandem. Und schließlich Gotti. Er aß während des Unterrichts Chips aus einer Butterbrotdose. Hatte immer die neusten Nike-Sneakers. Dürr und lang, zu lang, wie er selbst fand, und mit einem Faible für Lederjacken mit Nieten. Es klingelte zur letzten Stunde. Ich nahm meinen 4YOU über eine Schulter. Begutachtete mich im Fenster und hängte ihn mir über die andere Schulter.

Bringt nichts, dachte ich.

Der erste Atemzug nach Schulschluss, nachdem man die 200 Treppen aus der Drei hinuntergelaufen war, war immer der beste. Johnny kam wie gewöhnlich als Letzter aus dem Gebäude. Die paar Minuten, die ich auf ihn warten musste, fühlten sich so sinnlos an, aber ich konnte ihm nicht böse sein und nahm mir mal wieder vor, ab jetzt auch einfach selbst langsamer zu gehen. Johnny sprang die letzten zwei Treppenstufen hinunter und landete wie ein Skispringer im Telemark.

»Pommdöner, Snaga?!«

»Versteh die Frage nicht ...« Snaga nannte Johnny mich immer, wenn er gut gelaunt war, wenn die Schule aus war oder wir Pokémon-Karten bei Frau Pilz' Büdchen kauften.

Jeden Freitagnachmittag direkt nach Schulschluss war Theo's Imbiss unsere »Belohnung«, wie Johnny es nannte. Von der Raucherecke des Schulhofs waren es nur wenige Meter. Als Johnny mir gerade wieder erzählen wollte, dass er ab Montag wirklich anfangen werde abzunehmen und sich deswegen so sehr auf ein letztes Wochenende der

Henkersmahlzeiten freue, fuhr ich leicht zusammen. Mein Kopf und meine Schultern hatten sich zwar nicht bewegt, aber irgendetwas zuckte von meinem Auge direkt in den Kopf. So war es immer, wenn ich Debbie aus der A sah.

An meinem Geburtstag vor drei Monaten hatte Schubert die Idee gehabt, Wünsche aufzuschreiben, die Zettel siebenmal geknickt in eine alte Wodkaflasche zu werfen und nach zehn Jahren zu gucken, was wir uns gewünscht hatten. Ich wollte irgendwann Debbie heiraten. Heiraten hörte sich komisch an, aber in zehn Jahren wäre das sicher nicht mehr so. Und es war etwas, das ich unbedingt wollte: eine echte Freundin, eine, die in mich verliebt war und mit der ich über alles reden konnte. Und die ich natürlich küssen durfte.

Debbie hatte lange blonde Haare, von April bis Oktober Sommersprossen und Augen, die sich zwischen grün und blau nicht entscheiden konnten. Meist trug sie einen Haarreif und ja, ich hatte Bilder von ihren Hello-Kitty-Tangas, die manchmal über dem Bund ihrer Jeans aufblitzten, für immer in meinem Kopf gespeichert. Ich hatte Latein mit ihr, traute mich aber nicht, sie anzusprechen. Manchmal glaubte ich, mir Blickkontakt einbilden zu dürfen. An einem Freitag im Februar war ich sogar einmal bei einem Handballspiel von ihr gewesen. Es war 18 Uhr, ich saß allein auf der Tribüne und wusste nicht, ob ich wollte, dass sie mich sah oder nicht. Nachdem sie mit ihrer besten Freundin Manina zweimal in meine Richtung geguckt hatte und anfang zu tuscheln und zu kichern, verließ ich die Halle. Seither hatte ich die Hoffnung, dass sie mich ansprechen würde, was ich beim Spiel gesucht hatte.

»Dich«, wäre meine Antwort gewesen, mit einem charman-
ten Lächeln. Konnte ja noch kommen, obwohl, nein.

Und nun stand sie da so unbeschreiblich anmutig und
guckte mit dem Kopf im Nacken auf die dunkelrote Ta-
fel, auf der in weißer Schreibrift »Theo's Imbiss« stand.
Direkt daneben spiegelte sich mein viel zu großer 4 YOU in
der Scheibe. Ich beeilte mich, ihn abzusetzen, und kramte
einen Fünf-Euro-Schein aus der vorderen Reißverschluss-
tasche.

»Cari saluti.« Immer wieder war ich überrascht, dass der
graue Theo mit Unterhemd und einem hellblauen Stofftuch
über den Schultern anscheinend Italiener war.

»Theodor, grüß dich«, sagte Johnny, wobei er die Os
ziemlich lang zog.

»Ihr könnt ruhig vor« – »sagte ein Engel«, dachte ich,
aber heraus kam nur ein »Cool, danke!«.

Cool, danke?! Das konnte nicht mein Ernst sein.

Zwischen der Pommdönerbestellung und lässigen Bli-
cken zu dem Getränkeautomaten, neben dem Debbie jetzt
stand, gingen mir tausend Möglichkeiten durch den Kopf,
was ich sagen könnte. Aber genau gar keine dieser tausend
war cool. Meine größte Stärke sollte mich jetzt doch im
Stich lassen?

Ich war zerfressen von Selbstzweifeln. Hatte krasse
Akne, war nicht besonders groß und eher schwächig. Ich
mochte meine Augen sehr, das Blau stach raus. Und jede
Friseurin, bei der ich bisher war, hatte mir gesagt, was ich
für tolle lange Wimpern hätte. Meine Haare lagen origi-
nal nie richtig. Mit etwas längeren Haaren sah ich älter
aus, aber dann fetteten sie schneller. Ohne Sinn. Zu Hause
machte ich ständig Fotos von mir über Webcam, aber sie

bei SchülerVZ hochzuladen, hatte ich mich nie getraut. Ich hoffte einfach, dass ich besser aussah, als ich mich fühlte.

Meine große Stärke aber war der Charme. Der Humor, meine Fähigkeit, Dinge schnell und lustig einzuordnen. »Raffiniert«, nannte mich meine Oma immer. Einfach schlagfertig, ohne unangenehm zu werden. Denn dafür war ich zu konfliktscheu. Mein Vater war ein Redner vor dem Herrn. Vielleicht hatte ich einfach unbewusst viel aufgesaugt. Vielleicht war es Talent. Unterm Strich auch einfach egal, denn gerade war da nichts.

Ich hatte das Gefühl, Debbie könnte es in meinem Kopf rauschen hören. Unsere Blicke trafen sich, sie lächelte tatsächlich, und diesmal war ich mir ganz sicher, dass ich gemeint war.

»Was hast du genommen?«, fragte sie, immer noch lächelnd.

»Pommdöner ... ist Latein und heißt großer Salat!«

Sie lachte, und nie war ich so glücklich gewesen, jemandem ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern, wie in dieser Sekunde.

»Bis heute Abend! Und diesmal bitte einmal pünktlich!« Sie hatte sich gemerkt, dass ich gestern drei Minuten zu spät zum Lateinunterricht erschienen war.

»Die, die im Bus ganz hinten sitzen, müssen aber doch zu spät kommen«, Johnny zwinkerte, und ich hasste es, wenn er dies tat.

Ich nahm meinen Rucksack und alles in meinem Körper wollte laufen. Den Pommdöner nach einem großen Bissen in die Luft schleudern. Zehn Meter Anlauf nehmen. Mich so fest, wie es nur geht, abstoßen. Mit der linken Hand ausholen und die rechte Faust in die Höhe strecken.

Mich dabei in der Luft drehen und Johnnys Gesicht sehen. Aber ich wusste, dass ich langsam weggehen musste. Umdrehen oder nicht? Auf jeden Fall nichts anmerken lassen. Ganz normal war das gerade. Ich drehte mich um. Debbie sprach mit Manina.

»Johnny, hast du das zwischen mir und Debbie auch gespürt? Wir müssen da heute hin. Und müssen wird großgeschrieben, mein Freund.«

Johnny wirkte sicher, dass es mit der Party klappen würde, und ich war es jetzt auch.

Ich liebte unseren Nachhauseweg, mittlerweile. Ein normal gehender Mensch würde 20 Minuten brauchen. Aber der gemütliche Johnny pausierte mindestens zweimal auf Mauern oder Bänken.

»Gib dir mal die Atmosphäre«, lockte er mich immer mit irgendeinem halbphilosophischen Gelaber. So brauchten wir eine Stunde länger als andere, aber die Zeit fühlte sich nicht vergeudet an. An der Hauptschule Höhscheid warteten wir meist auf Salvo. Salvo war unser Nachbar. 1,58 Meter, aber sah trotzdem oder wahrscheinlich gerade deswegen gefährlich aus. Eastpak-Bauchtasche, Königskette, Kippe hinterm Ohr. So hätte mich meine Mutter in fünf Zillionen Jahren nicht vor die Tür gehen lassen.

»Ey, Dings, was geht?«, kam er freudig, aber erschöpft auf uns zu.

Er kannte Debbie aus den Geschichten, die ich ihm erzählte, wenn wir mal wieder bis spätabends mit unseren Fußbällen unter den Köpfen auf dem Dach des alten Bauernhofs lagen. Meine Großeltern hatten den Betrieb vor Jahrzehnten gegründet. Heute war er mehr eine Ruine, aber der beste Spielplatz, den man sich vorstellen konnte.

Wir guckten oft in die Sterne und träumten von großen Stadien, Weltmeisterschaften und Trikots mit unseren Namen.

Salvo und ich teilten diesen Traum. Wir spielten Fußball, das war unser Leben. Wir spielten immer Fußball. Fußball, bis wir reingerufen wurden. Zwischen einem mit Kreide aufgemalten Tor und einer Garage.

»Das ist doch Scheler!« Johnny zeigte auf den klapprigen Toyota Corolla, an dem Ron Scheler lehnte, der Gastgeber der Party heute Abend, und nahm einen viel zu großen Schluck Capri-Sonne Multivitamin. Er glaubte wirklich, dass da Vitamine drin wären.

»Ja, Dings, der holt diese Drogenalte von unserer Schule immer ab.« Salvo nahm einen Zug und hatte sich direkt wieder eine neue Zigarette hinters Ohr geklemmt. »Und die heißt auch noch Gina, da isse doch«, hustete er vor Lachen. Gina hatte weiße Stiefeletten an. Sie war eines der Mädchen, die damit mehr stampften als alles andere.

»Yo, Scheler!«, rief Johnny und lief für seine Verhältnisse schnell zu Schelers Auto. Seine Baggyjeans musste er dabei immer hinten hochziehen, damit man nicht zu viel von den karierten Boxershorts sah.

»Wie viel Gramm brauchst du für heute Abend? Auf mich kamen übelst viele zu und meinten, du bräuchtest noch Stoff?!«

»Nee, eigentlich nicht.« Ron Scheler musterte Johnny abschätzig von oben bis unten und drehte sein hellblau leuchtendes Autoradio lauter.

»Geiles Autoradio, Scheler. Hat bestimmt Bluetooth, ne!? Hast du auch Boxen im Auto?« Man hörte schon, dass er keine hatte ... »Mein Bruder hat noch vier Sets und baut dir die Dinger für 'nen Zwanni auch ein«, log ich. Ich hatte nicht mal einen Bruder.

»Sogar bei meinem Dad, Gamechanger die Teile«, stieg Johnny sofort mit ein.

»Wie viel?«, fragte Scheler. Es war verrückt, dass so was immer klappte. Ich hatte mich schon häufig gefragt, warum die meisten Menschen erst nett wurden, wenn sie ihren eigenen Vorteil in einer Sache sahen.

»Für Freunde umsonst. Und wenn wir auf deiner Party eingeladen wären, wärest du sozusagen ein Freund der Familie. Nein, ehrlich jetzt. Die Sets mit den Boxen sind vom Lkw gefallen und über den Preis musst du dir keine Gedanken machen. Werden uns einig.« Ich guckte ihn möglichst erwartungslos an.

Die Drogenalte Gina kam zum ungünstigsten Zeitpunkt dazu und stieg in den Wagen. Begrüßte Scheler mit einem für die Situation deutlich zu langen Kuss und schmiss uns ein ebenfalls zu langes »Hiiii« zu.

»Ich kann ihn ja mal fragen und dir heute Abend auf der Party Bescheid geben?« Ich streckte ihm die Hand durchs Fenster hin. Er schlug ein.

»Benehmt euch und keine Kinderkacke wie in Englisch.« Er brauste davon.

Einmal hatte ich in Englisch »Ron Scheler« auf meinen Vokabeltest geschrieben. Nach so vielen Jahren sollte er wenigstens einmal alle Vokabeln kennen. Ich half beim Einsammeln und wollte gerade auf seinem Test seinen Namen durch meinen ersetzen, als ich beim Wegkillern von Frau Lieferung-Höckes erwischt wurde. Eine von denen, die niemals hätten Lehrerin werden dürfen. Täuschungsversuch. Warum Ron Scheler auch eine Sechs bekam, blieb ihr Geheimnis.

»Was ein krasses Opfer«, murmelte Johnny in sich hinein.

Selbstgefällig und zufrieden saßen wir auf der Treppe vor Johnnys Elternhaus und versuchten Salvo beizubringen, dass er nicht mit auf die Party konnte. Er hätte ohnehin nur uns gekannt. Wir brutzelten in der Sonne, es war kurz vor den großen Ferien 2006. Salvo blätterte die Bravo Sport durch. Alles rund um die WM. Ich hoffte auf das Wunder und hoffte auf Klose und Schweinsteiger, Mertesacker und Lahm. Und auf Podolski. Ich hatte ein Trikot mit der »20«. Poldi war geil. Der hatte einen Schuss wie ein Pferd und war mal wieder vorne auf der Bravo Sport drauf.

Wir konnten gut zusammen schweigen, auch deswegen waren Salvo und Johnny meine beiden besten Freunde. Ich war froh, nicht allein irgendwo rumsitzen zu müssen, und glaubte, den beiden ging es ähnlich. Ich fühlte mich stärker, wenn ich nicht allein war.

Von Johnny bis zu mir waren es zehn Minuten Fußweg. Der Geruch von frischem Heu lag in der Luft. Die Sonne brach sich tausendfach durch die Tannen und Fichten. Ein schmaler Waldweg. Vor Jahren war hier mal jemand mit dem Auto stecken geblieben und mein Vater hatte ihn mit dem Trecker abgeschleppt. Der Treppenbach blitzte durch das reflektierende Licht der Sonne in meine Augen. Ich hatte hier als Kind oft Staudämme gebaut und stundenlang zugehört, wie das Wasser trotzdem immer wieder einen Weg fand.

So musste sich doch Liebe anfühlen, dachte ich mir. Debbie, die sich ohnehin immer wieder in meine Gedanken schlich, ließ mich nicht mehr los. Das war eben unsere erste echte Begegnung gewesen, die erste mit Reden. Wie sich das anhört, »mit Reden« ... Ich hatte nie darüber nachgedacht, wie es wäre, mit ihr zu sprechen. Aber es